

ZUR ERINNERUNG
AN
HERRN
DR. PHIL. EDUARD BERNOULLI
TITULARPROFESSOR FÜR MUSIKWISSEN-
SCHAFT AN DER UNIVERSITÄT
ZÜRICH

GEB. 6. NOV. 1867

GEST. 18. APRIL 1927

GEDRUCKT BEI FROBENIUS A. G., BASEL



G. 906
Pp. Prassel

Polvat in die Graph. sämlich versetzt.

E. B. H. Ths.

**BESTATTUNGSFEIER
AUF DEM WOLFGOTTESACKER
IN BASEL**

20. APRIL 1927

BESTATTUNGSZEITUNG
AUF DEM WOLFGOTTESACKER
IN BASEL

30. APRIL 1937

PERSONALIEN

Unser lieber Bruder, Schwager und Onkel Gotthilf Eduard Bernoulli wurde zu Basel geboren den 6. November 1867 als viertes Kind des Eduard Bernoulli und der Sophie Riggenbach. Er wuchs auf in einem Kreis von fünf Geschwistern, nachdem zwei Brüderchen im zarten Kindesalter gestorben waren. Die jüngste Schwester, ein hochbegabtes Kind, wurde 10jährig von Gott wieder zurückgefordert. Dank starker Phantasie und grosser Lebhaftigkeit sowie vielseitiger geistiger Anregung durch das Elternhaus waren unserem Bruder fröhliche Jugendjahre vergönnt. Besonders war es die Musik, die von Anfang an sein Dasein bereicherte, ja, der er sich am liebsten als ausübender Künstler ganz gewidmet hätte. Sein Cellospiel brachte ihm viel Freude. Seine gute Tenorstimme und die von der Mutter geerbte gesangliche Begabung liess ihn sogar die Frage ernstlich erwägen, ob er nicht die Laufbahn eines Oratorien-sängers ergreifen sollte. Jedenfalls war er ein geschätztes, treffsicheres Mitglied des „Gemischten Chors Zürich“. So hielt er der Kunst bis zum Ende Treue, wie er denn seinem ganzen Wesen nach etwas von einer Künstlernatur an sich hatte. Den Konfirmandenunterricht besuchte er bei Herrn Pfarrer Karl Sartorius zu St. Elisabethen. Nachdem er die Basler Schulen durchlaufen hatte, ergriff er das Studium der Theologie, dem er, ausser auf der Hochschule seiner Vaterstadt, in Göttingen und Berlin oblag. Wenn er sich auch nach Ablegung der Schlussprüfung und nach erfolgter Ordination keinem praktischen Amte widmete, so hat er gleichwohl bis zu seinem Ende die Entwicklung der theologischen Wissenschaft mit regem Interesse verfolgt. War und blieb er doch immer ein ausgezeichnete Hebräer und Alttestamentler. Nachdem er sich in Stettin und Basel in christlich-sozialer Arbeit helfend betätigt hatte, wandte er sich nach langem Schwanken 1894 dem Studium der Musik-

wissenschaft zu. Zuerst war es der Bachbiograph Philipp Spitta in Berlin, dessen Führung er sich anvertraute.

Der plötzliche Tod dieses auch als Persönlichkeit hochstehenden Mannes war für ihn ein erschütternder Verlust. Doch fand er in Hermann Kretzschmar in Leipzig einen weiteren grossen Förderer seiner Studien, unter dem er mit seiner von den Fachgenossen geschätzten Arbeit: „Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen im späteren Mittelalter“ den Grad eines Doktors der Philosophie sich erwarb. Hat er Kretzschmar einen dankbaren Nachruf gewidmet, so gedachte er auch stets gerne des geistvollen Orientalisten Albert Socin, dessen Unterricht und Gastfreundschaft er in so reichem Masse geniessen durfte. Seiner ersten erfolgreichen Publikation reihten sich weitere an über Heinrich Albert, die Chrysanderschen Bearbeitungen Händelscher Oratorien und andere mehr. Besonderes Interesse wandte er Komponisten aus der Zeit des Humanismus und der Reformation zu sowie der Geschichte der Instrumente. Ein wichtiger Fund gelang ihm im Zwinglijahr 1919, als er in der Zürcher Zentralbibliothek den bis dahin unbekannten vierstimmigen Satz des Zwinglischen Kappelerliedes: „Herr nun selbst den Wagen halt“ entdecken und veröffentlichen durfte. Seine letzte grössere Publikation war die mit einem Verwandten und Freunde gemeinsam besorgte Herausgabe eines Bandes der grossen Eulerausgabe. So sind aus seiner fleissigen Feder manche Abhandlungen geflossen, die bei den Fachgenossen geschätzt sind. Dabei war es freilich mehr seine Sache, kleine Gebiete seiner Spezialitäten zu erforschen und darzustellen, oder wertvolle Quellenschriften zu veröffentlichen, als Gesamtdarstellungen und grössere Entwicklungen und Zusammenhänge zu schildern. Er hatte dabei die Genugtuung, auf zahlreichen Kongressen — wie er denn überhaupt gerne reiste — im In- und Auslande mit den führenden Geistern seiner Wissenschaft Fühlung zu suchen und zu finden. Deshalb war es für ihn

auch ein so schwerer Verzicht, die Wiener Beethoven-Zentenarfeier nicht mehr besuchen zu können.

Wenige Monate vor seinem Ende wurde er zum „membre correspondant“ der „Société musicologique de Paris“ ernannt. Von dieser Ernennung erfuhren aber bezeichnenderweise nicht einmal seine Nächsten etwas. Um so mehr hat es ihn geschmerzt, dass ihm während seiner 20jährigen Dozententätigkeit an der Universität Zürich weniger Anerkennung und Erfolge zuteil wurden, als er sie bis zuletzt erhofft hatte. Dennoch hat er nach seiner lebhaften Art an seinem Idealismus zähe festgehalten. Er allein machte es ihm möglich, schon schwer leidend, sein letztes Semester noch tapfer zum Abschluss zu bringen. Und derselbe Idealismus erfüllte ihn noch auf seinem letzten Krankenlager mit Arbeitsfreudigkeit und Plänen künftiger Taten.

Schon seit letztem Sommer, wenn nicht schon beträchtlich früher, war seine Gesundheit von einem heimtückischen Leiden untergraben. Am 1. März erfolgte gleichzeitig mit dem Eintritt in die Andlauer Klinik in Basel ein förmlicher Zusammenbruch der Kräfte, der ihn schon damals bis hart an den Rand des Grabes brachte. Doch hob sich dank ärztlicher Kunst und treuer Pflege die Kraft des lieben Kranken wieder so weit, dass man eine unumgänglich notwendige Operation glaubte vornehmen zu können. Die Krankheit hatte aber schon im geheimen eine solche Zerstörung des ganzen Organismus angerichtet, dass dem lieben Dulder nur noch wenige und zum Teil recht peinvolle Erdentage vergönnt waren. In der Nacht von Ostern auf Ostermontag trat plötzlich eine starke Verschlimmerung seines Befindens ein und Montag morgens 9 Uhr nahm ihm Gott durch ein sanftes Ende alle seine Lasten ab.

Unser lieber Entschlafener, von Hause aus fröhlicher Natur, musste es öfters erfahren, dass schwere Gemütsleiden düstere Schatten auf seinen Lebensweg warfen. Sie hatten wohl ihren Ursprung in einer heftigen Erkrankung des

Knaben an Scharlachfieber. Deshalb war er besonders dankbar dafür, dass er während seiner letzten Leidenszeit sich frei fühlte von diesem Gemütsdruck. Dank seinem kindlichen und fröhlichen Wesen war ihm in seinem Leben viel Freude beschieden. Hatte er doch, zumal während seiner Zofingerjahre, viele Freunde gewonnen, die ihm in seiner letzten schweren Zeit rührend Treue gehalten haben. Aber ebenso stark empfand er, der so viel Gemüt hatte, den Verlust lieber Menschen. So vor allen den seiner Eltern und später den seines älteren einzigen Bruders Johannes vor nunmehr sieben Jahren. Es würde auch ein freundlicher Zug seines Wesens fehlen, wenn wir nicht darauf hinwiesen, wie gut er sich jeweils mit der Jugend verstand. Hatte er doch seine beiden Neffen fest ins Herz geschlossen. Und der Tod seiner einzigen Nichte war für ihn ein grosser Schmerz. Endlich werden alle, die ihn kannten, ihn als anspruchslosen und oft rührend dankbaren Menschen vor sich sehen. Dass ihm bei seiner scharf ausgeprägten und oft reichlich originellen Eigenart auch manche Seiten seines Wesens verhängnisvoll wurden, darunter litt er selbst oft schwer genug. So passt auf ihn sicher das Wort des Dichters:

Ich bin kein ausgeklügelt Buch,

Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

Aber in den Tagen seines Leidens durften wir sehen, wie so mancher Widerspruch in seinem Wesen gelöst wurde, und so viel Versöhnendes aus der Tiefe seines Gemütes an die Oberfläche kam, dass uns doppelt bewusst wird, was alles wir durch seinen Tod verloren haben.

Vor allem haben wir Gott dafür zu danken, dass er ihn zuletzt noch freundlich geführt und aus seinen vielen Nöten gnädig erlöst hat. Dank aber sei auch den Aerzten und pflegenden Schwestern im Namen des Entschlafenen, der ihnen diesen Dank auch selbst wiederholt bezeugt hat, und dem sich anzuschliessen auch seinen Angehörigen Bedürfnis ist.

ANSPRACHE VON HERRN PFARRER D. GUSTAV BENZ

Verehrte Trauerversammlung! Liebe Leidtragende! Die Hand der Angehörigen hat uns das Lebens- und Charakterbild des lieben Entschlafenen noch einmal überaus eindrucksvoll und ansprechend vor die Seele gestellt. Was wir an ihm geliebt und geschätzt haben und jetzt mit ihm von uns scheiden sehen, das ist uns dabei recht bewusst geworden. Zugleich wurde unser Herz aber auch wehmütig bewegt im Gedanken daran, dass über seinem Leben eine gewisse Tragik lag, dass der Entwicklung und Entfaltung seiner mannigfachen und reichen Gaben innere und äussere Schwierigkeiten und Hemmungen sich oft in den Weg stellten und ihn hinderten, die Ziele zu erreichen, die ihm sein lebhafter Geist und sein enthusiastisches Temperament hoch und gross vor die Seele stellten.

Und doch habe ich die Empfindung, dass wir jetzt nicht anders als dankbar und versöhnt an seinem Sarg und Grab stehen dürfen. Weshalb, das spricht das Wort des Herrn aus, das sich mir bei der Nachricht vom Heimgang des Entschlafenen sofort mit starker Unmittelbarkeit aufgedrängt hat, das Wort aus der Offenbarung des Johannes, 2,10: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Sei getreu! Treue, das ist nicht bloss ein Hauptcharakterzug unsers lieben Entschlafenen gewesen, sondern der Hauptcharakterzug. Vielleicht ist es gestattet, eine persönliche Reminiszenz einzufügen. Wir wurden Freunde als Gymnasiasten und waren zusammen Mitglieder des Zofingervereins. Dann führte mich mein Weg wieder in die Ostschweiz zurück. Als ich nach Jahr und Tag wieder nach Basel übersiedelte, waren die meisten einstigen Schulgenossen und Mitstudenten mir fremde, unbekannte Menschen geworden. Eduard Bernoulli aber war gleich bei der ersten Begegnung der alte, treu-

herzige, gerade und warme Freund wie vordem. Bei ihm waren die alten Fäden nicht abgerissen; seine treue Art nahm sie sofort wieder auf. Dass er so redlich und herzlich Treue hielt, das haben erst recht diejenigen Freunde und Bekannten an ihm geachtet und geschätzt, ja sicherlich als ein kostbares Geschenk von ihm besessen, die ihm noch näher stunden. Vor allem aber ist euch, liebe Leidtragende, all die Jahre hindurch die treue Gesinnung eures Bruders, Schwagers und Onkels ein wertvolles, liebes und gesegnetes Besitztum gewesen, seine Treue in der Anhänglichkeit an euch, seine Treue in der hingebenden, herzlichen, wahrhaftigen Anteilnahme an eurem Erleben in Freude und schwerem Leid, seine Treue, die sich ganz besonders auch äusserte als rührende Dankbarkeit für all eure Liebe und für alle Sorge, die ihr seinetwegen etwa hattet. Diese seine Treue, die wir als ein teures Vermächtnis in unserem Gedächtnis mit seinem Namen verknüpft behalten, ist uns ein Vorbild und verpflichtet uns.

Umso mehr als sie nicht bloss Sache seiner Empfindung gewesen ist, sondern starker sittlicher Wille. Das zeigte sich besonders in seiner Achtung gebietenden Arbeit. Gerade hier erwachsen ihm auch seine grossen Schwierigkeiten und Widerstände, zunächst eigene Unentschlossenheit, auf welchem Gebiete er wohl seine eigentliche Lebensaufgabe suchen und finden möge, und oft noch Zweifel an seiner Eignung und Berufung zu dieser Arbeit; sodann lebenslang manches Schwere und Bittere, das überwunden werden musste. Da gab es in seinen Stimmungen wohl Flut und Ebbe; da schien bisweilen der eigene Wille wie eine Feder nicht mehr die volle Spannkraft aufzubringen; da bedrohten Depressionen die Arbeitsfreudigkeit. Aber eins schwankte nie auf und ab; eins setzte nie aus; eins wurde ihm nie unsicher und fraglich: Seine Treue. Was er arbeitete, war treu getan. Treu in einem doppelten Sinn. Treu im Sinn des Ideals wahren, wissenschaftlichen Forschertums, das nur eine Forderung kennt:

Unbedingte Wahrhaftigkeit, unermüdliches Streben nach der Feststellung der wirklichen Tatbestände. Und treu im Sinne strenger Pflichterfüllung, die nicht auf der Inspiration durch Erfolg und Anerkennung beruht, sondern die Antrieb und Lohn in sich selbst hat. Für diese Treue ist die Weise, wie sich der schon Schwerkranke noch zwang, seine letzte Vorlesung gewissenhaft zu Ende zu führen, und wie dann alsbald der Zusammenbruch seiner Kräfte erfolgte, ein wahrhaft ergreifender, für ihn charakteristischer Beweis.

Endlich aber, das dürfen wir jetzt beim Rückblick auf den vollendeten Lebensverlauf unseres lieben Entschlafenen, und zumal im Gedanken an seine letzte so tapfer getragene schwere Leidenszeit schon dankbarsagen, ist der Entschlafene treu gewesen in seiner Auffassung des Lebens, treu seinem warmen, schönen Idealismus, treu — sagen wir schlicht und grad — seinem Glauben. Vor unserm Gott ist nicht entscheidend, wie wir unseren Glauben formulieren und was alles wir in den Inhalt unseres Glaubens einbeziehen. Im Urteil Gottes entscheidet das Mass der Treue, wie wir uns halten an das und uns hingeben an das, was der ewige, heilige Gott unserer Erkenntnis und unserer Erfahrung, unserem Herzen und Gewissen bezeugt als Wahrheit, als Ziel und Sinn des Lebens, als seinem Willen und als seine Gesinnung. Und dem nun, was unserem lieben Entschlafenen das fromme Elternhaus einst mit auf den Lebensweg gegeben hat und was er in seinen Studienjahren sich selbst innerlich erarbeitet hat, dem hat er Treue gehalten. Er hat es nicht preisgegeben. Er hat es wohl in manchem Stück umgewandelt. Er hat davon in anderen Worten geredet und oft am liebsten gar nicht geredet, sondern andere, vor allem seine Lieblinge unter den Musikern, Bach und Händel, davon reden lassen. Er hat es in seinem Leben gegen innere und äussere Schwierigkeiten, Hemmungen und Gebundenheiten festgehalten, von denen die meisten von uns keine Ahnung

haben. Und er hat es ergreifend tapfer bewährt in seinem Leiden und Sterben.

Dieser seiner Treue gedenken wir jetzt beim Scheiden in tiefer Wehmut und in herzlicher Dankbarkeit. Und gerade an ihr geht's uns versöhnt und freundlich auf, dass über alles Schwere und Schmerzliche hinweg, was unserem lieben Heimgegangenen beschieden war, dennoch Gottes grosse, barmherzige Treue über ihm gewaltet hat, ihm durch half und überwinden half, ihm seinen Frohmut erhielt, auch auf seinem Krankenlager, ihn sozusagen von der Arbeit wegrief, ihm viel Liebe treuer Angehöriger und Freunde schenkte und ihm an dieser Liebe noch in seinem Leiden Erquickung und Trost gab. An dieser Treue Gottes haben jetzt auch wir Halt und Trost. Wir greifen im Glauben an sie nach der grossen Verheissung: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Die Krone des Lebens! Die Welt ist mit ihren Kränzen dem Entschlafenen gegenüber wahrlich nicht freigebig gewesen. Aber die Kränze, die sie austeilt, hängen bald welk und staubig an den Wänden; sie sind keine Kronen des Lebens. Was aber unser Gott in seiner Gnade schenkt, das ist Leben, ist Lebensvollendung da, wo die Gebundenheiten abgetan sind, in der Freiheit der Erlösten, im Frieden und in der Freude der ewigen seligen Welt des Vaters. In seinen treuen Vaterhänden wissen wir die Seele unseres lieben Entschlafenen. Amen.

GEDÄCHTNISREDE VON HERRN DR. FRITZ GYSI, PRIVATDOZENT, IM NAMEN DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

Verehrte Trauerversammlung! Noch stehen wir Musikhistoriker unter dem frischen Eindruck des internationalen Kongresses, der vor kaum drei Wochen in Wien seinen Abschluss fand. Mehr denn einmal trat man dort mit der erstaunten Frage an uns Schweizer Abgeordnete heran: Wo ist Bernoulli? Erachtete man doch dessen Gegenwart bei solch bedeutsamen Versammlungen als etwas Selbstverständliches. Die durch Beethovens Kunst verklärten Wiener Arbeits- und Feiertage indessen vergingen, ohne dass Eduard Bernoulli sich erblicken liess, und schon damals verbreiteten sich unter den ihm Nahestehenden Nachrichten, die zu ernstlichen Besorgnissen Anlass gaben. Man wusste: Freund Bernoulli war von einer schweren Krankheit befallen, und niemand wagte, deren Verlauf abzuschätzen. Heute ruft mich Dankespflicht, rufen mich professionelles und menschliches Verbundensein an seine Bahre, und das schmerzliche Amt ist mir übertragen, im Namen des Rektors, der hier anwesend ist, und der philosophischen Fakultät der Universität Zürich (der Dekan ist leider am Erscheinen verhindert) dem uns zu früh entrissenen lieben Kollegen den letzten Gruss zu überbringen.

Nicht gänzlich unvorbereitet und dennoch mit Bestürzung haben seine Zürcher Freunde die Todesbotschaft vernommen. Die musikwissenschaftliche Vertretung an unsrer Fakultät, der ohnehin ein führendes Haupt fehlte — und nun doppelt fehlen wird —, die vom Ziele eines einheitlichen Lehr- und Arbeitsplanes leider noch weit entfernt ist, verliert in Eduard Bernoulli ihre erfahrenste und repräsentativste Kraft, und als schweren Verlust wird man seinen Hinschied

auch dort empfinden, wo er sein reiches Wissen weitem Kreisen zugänglich machte und so das geselligen und bildenden Zwecken dienende Vereinsleben in uneigennützigster Weise fördern half. Die zutiefst Trauernden aber werden die Studenten sein — in unserem Fache bilden sie gewöhnlich nur ein bescheidenes Trüpplein — denen der Verstorbene die Historie der klingenden Kunst und im besondern den musikalischen Aufbau des Altertums sowie die musikästhetische Gesetzmäßigkeit des humanistischen Zeitalters erschloss. Hier, unter dieser kleinen, aber ihm herzlich verbundenen Schar von Wissensdurstigen, durfte Bernoulli seines Lehrerfolges sicher und überdies treuer Anhängerschaft gewiss sein. Denn auf kameradschaftlichen Ton verstand sich der Dozent ausgezeichnet, und wer einmal, über die anfangs hemmenden Schranken seiner im Grunde scheuen Natur hinweg, den Zugang zu seinem Innern gefunden, der musste den Verkehr mit dem Menschen und Gelehrten Bernoulli als eine Wohltat empfinden, dem musste er zu einer Herzenssache werden. Manch ein Fachgenosse aus nah und fern wüsste davon zu erzählen. Seinen jüngern Kollegen gegenüber war Bernoulli, sobald erst die Abwehrversuche eines angeborenen, aber niemals verletzenden Misstrauens überwunden waren, von rührender und oft gar nicht verdienter Zuvorkommenheit.

Es ist hier nicht der Ort, Bernoullis Verdienste um die Musikwissenschaft zu würdigen. Sein Name blieb keinem unbekannt, der sich je im Detail mit der deutschen Tonkunst des 16. und 17. Jahrhunderts befasst hat. Sein Sammelfleiss, seine Logik des Denkens und seine peinliche Gewissenhaftigkeit in allem, was Forschertum heisst, war uns, die wir einer nächstfolgenden Generation angehören, stets ein leuchtendes Vorbild. Bernoullis Lehrtätigkeit an der Zürcher Hochschule erstreckte sich über beinahe zwei Jahrzehnte. 1908 erfolgte seine Habilitierung, 1921 wurde er zum Titularprofessor ernannt. Seine Arbeitskraft, trotz häufigen gemü-

lichen Depressionen, blieb ungeschwächt bis zu dem Augenblick, da ihn das tückische Leiden aufs Krankenlager warf, von dem er sich nicht mehr erheben sollte.

Eduard Bernoulli, als Spitta- und Kretzschmar-Schüler, hat in Leipzig doktortiert (1896) mit einer Dissertation über „die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen im spätem Mittelalter“. Als bald entfaltete er eine rege Editions-tätigkeit und beschäftigte sich vorzugsweise mit der Frühzeit des Notendruckes. Als allgemein geschätzte Resultate seiner sorgfältigen und hingebungsvollen Redigierungstechnik erwähne ich den Pariser Tabulaturdruck mit Chansons und Tänzen des Verlegers Attaignant (1530), ferner die vorbildliche Bearbeitung des dritten Teiles von Prätorius „*Syn-tagma musicum*“ (nach dem Neudruck von 1619) sowie die in den Denkmälern deutscher Tonkunst gemeinsam mit Kretzschmar herausgegebenen sogenannten „Arien“ (1642) des Königsberger Meisters Heinrich Albert. Auch an der Publikation der Jenaer Liederhandschrift war Bernoulli beteiligt, er hat ferner Händels Oratorientexte einer eingehenden Untersuchung gewürdigt und in einer Studie über „Berlioz als Ästhetiker der Klangfarben“ grosses Verständnis auch für die neuere Musik bekundet. Zahlreiche Aufsätze aus seiner kundigen Feder liegen zerstreut in den Fachorganen der internationalen Musikwissenschaft. Oft auch hat sich sein Interesse Problemen zugewandt, welche die schweizerische Lokalgeschichte berühren, und manch wertvoller Fund ist ihm da geglückt, worüber er, die Entdeckerfreude in Wort und Blick, in intimeren Zirkeln wie etwa der Zürcher Antiquarischen Gesellschaft oder der Neuen Schweizerischen Musikgesellschaft (der er als Vorstandsmitglied angehörte), zu referieren pflegte. Im übrigen galt seine Neigung der Instrumentenkunde, und schon die Kennerschaft in dieser Materie führte ihn häufig auf das so anregende, der weitem wissenschaftlichen Ergründung noch harrende Grenzgebiet zwischen Musik- und allgemeiner Kunstgeschichte.

Bernoullis Sinnen und Trachten, wie es dem Historiker gebührt, war retrospektiv gerichtet. Trotzdem vernahm man aus seinem Munde manch treffliches Wort über den Geist oder die Geistlosigkeit der zeitgenössischen Musik. Und der Entschlafene liebte es, sich sein Urteil, dem es an prägnanter Formulierung nie fehlte, von jüngern, mit der lebendigen Musikpraxis intensiver verwachsenen Sachverständigen bestätigen zu lassen.

Im engern Freundeskreise hat man sich bereits mit dem Gedanken getragen, Eduard Bernoulli auf die Vollendung seines 60. Altersjahres hin, die am 6. November erfolgt wäre, mit einer schlichten Feier zu überraschen. Wie gerne hätten wir Zürcher Musikbessene hier mitgetan, und ich glaube, auch unsere Basler Kollegen hätten uns nicht im Stiche gelassen. Das Schicksal hat es anders gewollt. Unser lieber und aufrichtig betrauerter, mit äussern Ehrungen nicht verwöhnter Weggenosse hat diese Genugtuung nicht mehr erleben dürfen. So ruhe er denn im Frieden dort, wo auch die tönenden Zeichen, denen er in diesem Leben so eifrig nachgeforscht, sich enträtseln werden. Möge auch an ihm das Horaz-Wort sich erfüllen: non omnis moriar.

NACHRUF IN DER NEUEN ZÜRCHER ZEITUNG VOM 21. APRIL 1927 VON HERRN PROF. DR. KARL NEF IN BASEL

Kürzlich, bei dem in Wien anlässlich der Beethoven-Feier abgehaltenen musikhistorischen Kongress, fragte man mich von allen Seiten: „Wo ist Bernoulli, kommt er nicht“? Nie pflegte er zu fehlen bei derartigen Vereinigungen. Mit seiner charakteristischen Gelehrtenerscheinung und seinem lebenswürdigen, kindlich heitern Wesen war er überall gern gesehen. Wohl hatte er sich in Wien angemeldet — wie gern und ehrlich begeistert machte er derartiges mit —, aber bereits hatte ihn die Krankheit niedergeworfen, die ihm den Tod bringen sollte. Am Ostermontag, 18. April ist er in seiner Vaterstadt Basel gestorben.

In unserer Zeit, wo auch die Wissenschaft anfängt, amerikanische Allüren anzunehmen und der Wettbewerb oft wichtiger wird, als die Sache selbst, mutet eine Erscheinung, wie die eines Eduard Bernoulli besonders sympathisch an. Nichts lag ihm ferner, als persönliche Nebeninteressen zu verfolgen. Er stammte aus dem bekannten alten Basler Gelehrten-geschlecht und mit einem Eifer und einer Hingabe, würdig seiner grossen Vorfahren, betrieb er seine musikwissenschaftlichen Forschungen und Studien. Freilich mit seinem umfangreichen Wissen wusste er nicht praktisch umzugehen, seine Gedankengänge waren oft etwas kompliziert, er wollte — ein Erbteil aus seiner Basler Heimat — an allem scharfe Kritik üben und war doch im Grunde keine kritische Natur. Daher kommt es wohl, dass ihm breitere Lehrerfolge versagt blieben und die Universität Zürich, wo er seit 1910 als Privatdozent habilitiert war, ihm keinen eigentlichen Lehrstuhl schuf, sondern nur, im Jahre 1921, den Titel eines Professors verlieh. Von mehreren seiner Schüler, von denjenigen, die die Musikwissenschaft als Hauptfach betreiben und die Bedeu-

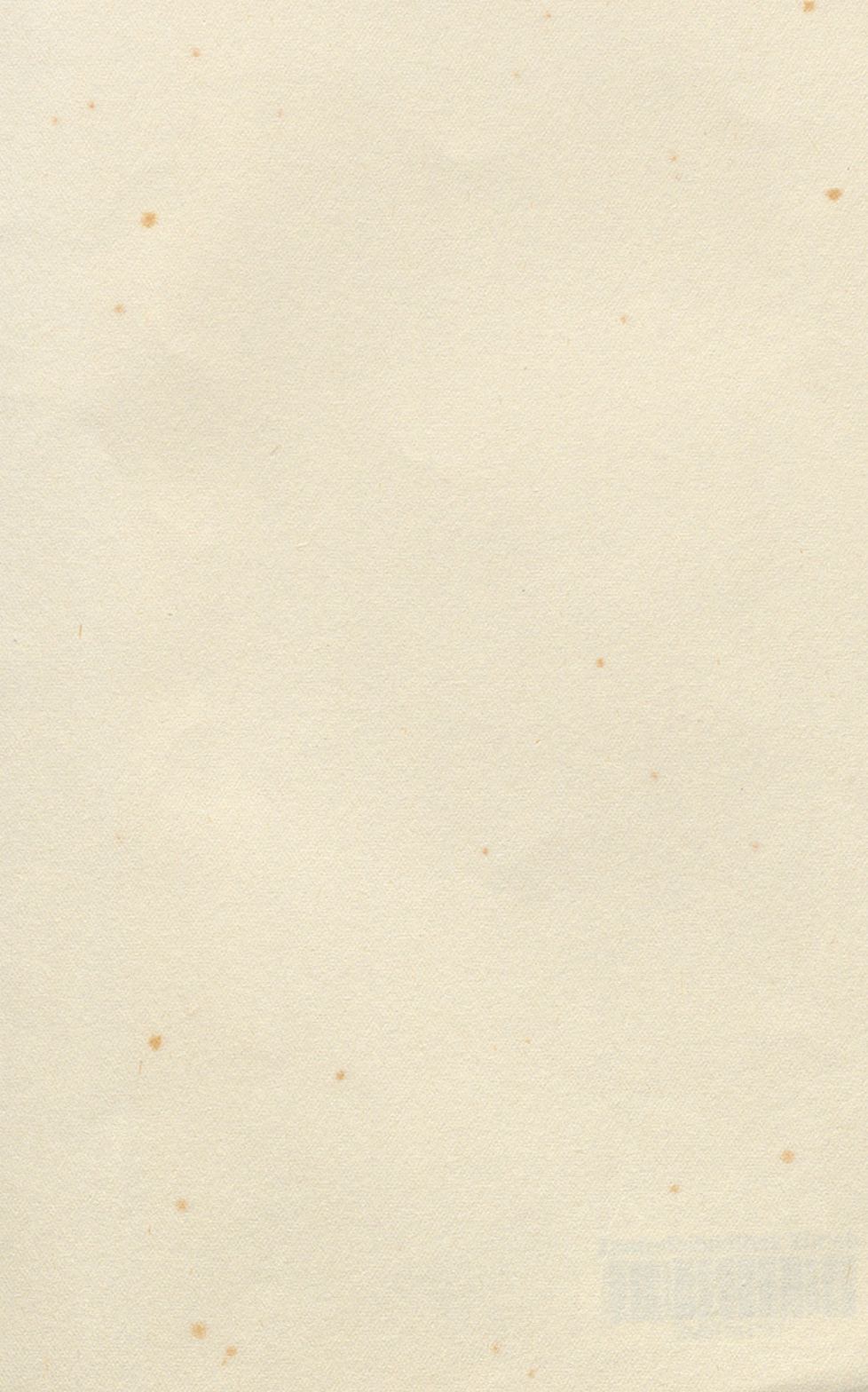
tung Eduard Bernoullis als Musikwissenschaftler zu würdigen verstehen, weiss ich, dass sie der von ihm empfangenen Anregungen und Belehrungen mit grosser Dankbarkeit gedenken.

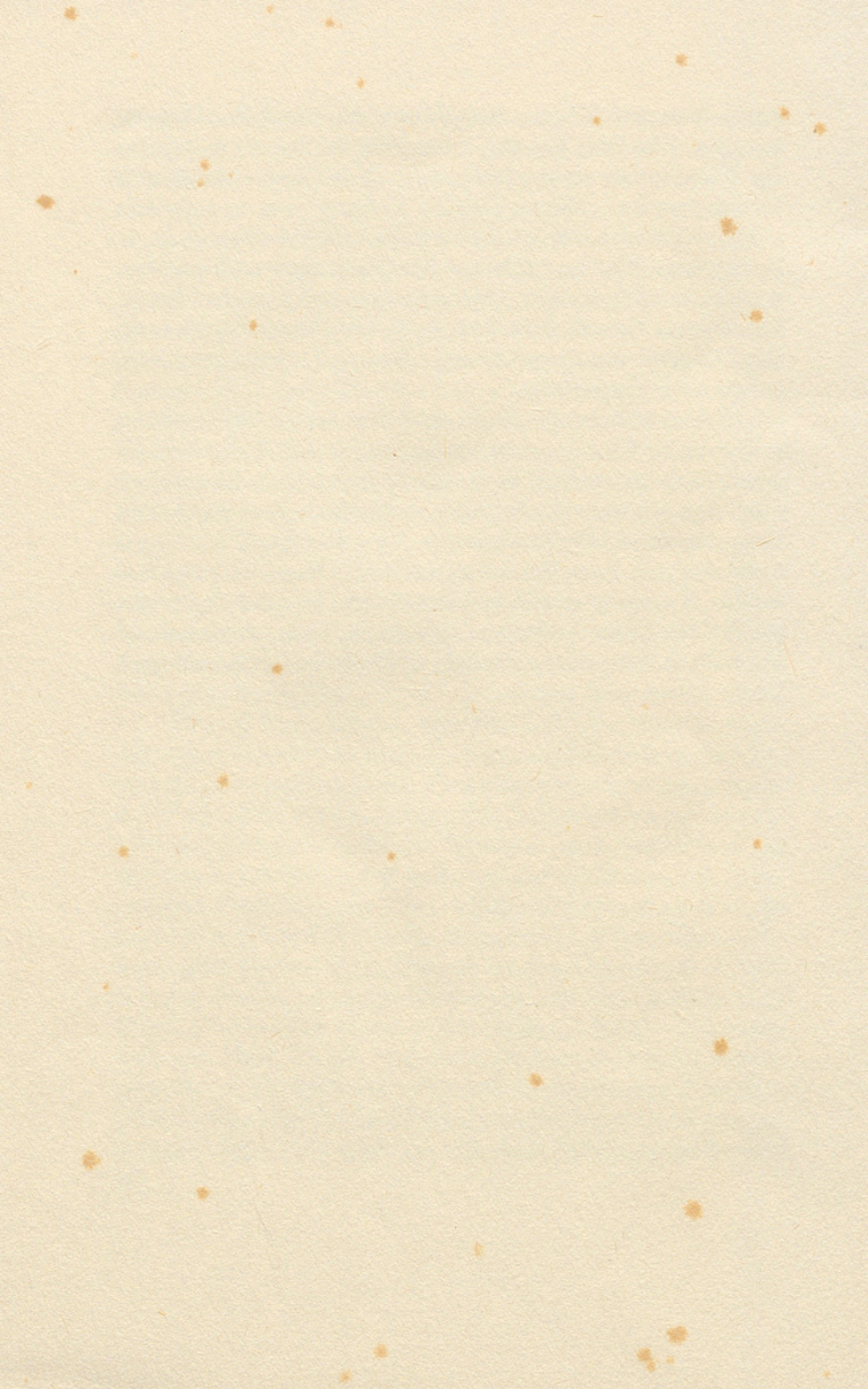
Unter den wissenschaftlich-literarischen Arbeiten Bernoullis sind von grossem bleibenden Wert seine Neuausgaben. Mit G. Holz und Franz Saran veröffentlichte er 1901 die Jenaer Minnesingerliederhandschrift in Faksimile und in moderner Übertragung des musikalischen Teils, eine Publikation, die man ein Monument der Literatur — und der Musikgeschichte nennen darf. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Klaviermusik bildet die Faksimileausgabe der Tabulaturen von Tänzen aus den Jahren 1530 und 1531 des Pariser Druckers Attaignant; der Herausgeber begnügte sich nicht mit der korrekten Wiedergabe des Textes, sondern hat diesen auch mit sachkundigen Erläuterungen versehen. In der Handbibliothek eines jeden Musikwissenschaftlers steht seine Neuausgabe von M. Prätorius „Syntagma musicum“ Band 3, unentbehrlich für jeden, der sich mit der Musik des 17. Jahrhunderts beschäftigt.

Eduard Bernoulli hat ursprünglich Theologie studiert. Als er zur Musikwissenschaft übergang, beschäftigte ihn zuerst die Kirchenmusik; der Titel seiner Dissertation, mit der er sich im Jahre 1896 in Leipzig den Doktorhut erwarb, lautet: „Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen im spätern Mittelalter“. Die mit den viel umstrittenen rhythmischen Problemen sich beschäftigende Schrift erschien in erweiterter Form 1898 im Buchhandel. Im Jahre 1910 habilitierte sich Bernoulli als Dozent an der Universität Zürich mit der Studie „Aus Liederbüchern der Humanistenzeit“. Dieser Titel bezeichnet ein in der Folge mit besonderer Liebe bebautes Feld, wovon zahlreiche kleinere Aufsätze Zeugnis ablegen (in „Zwingliana“, Festschrift zum Basler Kongress 1909 usw.). Aber Bernoulli hat sich durchaus nicht nur auf dieses Gebiet beschränkt, er war auch der Herausgeber der

Arien Heinrich Alberts, des Vaters des deutschen Liedes, hat über Händels Oratorientexte, über Berlioz als Ästhetiker der Klangfarben usw. geschrieben. Auch als musikalischer Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ war er zeitweise eifrig tätig. Die Leser werden sich mancher Belehrung dankbar erinnern. Nur ein Artikel sei hier besonders noch erwähnt, weil er zeitgemäss ist: derjenige über Beethovens Humor. Mit feinem Verständnis wird darin ein Hauptcharakterzug des Meisters, ein Charakterzug, der so oft zu Unrecht übersehen wird, dargestellt.

Eduard Bernoulli wurde am 6. November 1867 zu Basel geboren, im 60. Altersjahr hat ihn der unerbittliche Tod abgerufen. Gern hätte er noch manches geleistet. Eine Arbeit noch hat er uns, wie wir hören, vollendet hinterlassen: eine Ausgabe des Liederbuches von Arnt von Aich, das er gemeinsam mit dem Heidelberger Prof. Moser herausgeben wollte. Kollegen und Freunde werden dem Dahingeschiedenen das beste Andenken bewahren, seine wissenschaftlichen Arbeiten, seinen Namen in Ehren erhalten und noch lange nützen und wirken.





Zentralbibliothek Zürich



ZM01744737

